

MacLane
Meine Freundin Annabel Lee



Mary MacLane

MEINE FREUNDIN
ANNABEL LEE

Aus dem Englischen übersetzt und mit
Anmerkungen von Mirko Bonné

RECLAM 

Der Wortlaut folgt der Erstausgabe Mary MacLane, *My Friend Annabel Lee*,
Chicago: Herbert S. Stone & Company, 1903.

2021 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2021
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011318-9

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



**Meine Freundin
Annabel Lee**

Für
Lucy Gray in Chicago
dieses Buch
und einen Fuchsschwanz, lila wie Lavendel

Montreal
Juli 1903

1 Annabel Lees Ankunft

Und doch ist die einzige Person in ganz Boston, die mich am Reichtum ihres Herzens, am Reichtum ihrer Gedanken und an der freundschaftlichen Berührung ihrer holden Hand hat teilhaben lassen, Annabel Lee.

Da ich in Boston nach keiner wie auch immer gearteten Freundschaft suchte, überkommt mich diese Freundschaft mit der Sanftheit sonniger Augenblicke, in die sich Kirschblüten mischen, während etwas Menschliches in der Luft liegt, das aus der bitteren salzigen See aufsteigt.

Vor Jahren gab es einmal jemanden, der ein Gedicht über Annabel Lee schrieb – womöglich über eine andere Dame als diese, vielleicht ist es aber dieselbe –, und deshalb sind mir jetzt dieses Gedicht und diese Dame stets nah.

Wenn Poe auch bestimmt nicht diese Annabel Lee vor sich sah, als er seinen so berückenden Herzensaufschrei niederschrieb, werde doch ich immer diese Annabel Lee vor mir sehen, sobald mir Poes berückender Herzensaufschrei durch den Sinn geht.

Fürwahr ist Poes Annabel Lee nie so berückend gewesen wie diese Annabel Lee.

Ich denke dies, während ich zu ihrer anmutigen kleinen Gestalt aufblicke, die auf meinem Bord steht ... zu ihrem wunderbar ausdrucksvollen kleinen Gesicht ... ihren seltsam weißen Händen ... ihrem zu funkelnden schwarzen Zöpfen geflochtenen, fest um den Kopf gewundenen Haar.

Wenn ihr sie sehen könntet, würdet ihr sagen, Annabel Lee sei nichts weiter als eine sehr hübsche, kleine schwarze, weiße und terrakottafarbene Figur einer Japanerin. Und so gleich wärt ihr auf dem Holzweg.

Wahr ist, dass sie monatelang, ehe ich sie fand, im schmachvollen Staubkerker eines japanischen Ladens in der Boylston Street gestanden hatte. Wahr ist auch, dass ich mich auf den

ersten Blick in sie verliebte, sie nach einer Zahlung von ein paar fragwürdigen Dollars an den Ladenbesitzer aus ihrer Umgebung erlöste und sie ins Freie schaffte, dorthin, wo ich lebe, ans Meer – das Meer, über das in einem fort diese wundervollen, mächtigen, grünen Wellen rollen, rollen, nichts als rollen. Annabel Lee hört diese Wellen, und ich höre sie, während wir immer wieder den Atem anhalten und lauschen, bis uns vor Lauschen und in die Glieder fahrendem Schrecken die Augen vergehen und das leise Rauschen in unsere zwei bleichen Seelen dringt.

Obwohl also meine Freundin Annabel Lee stumm und staubbedeckt monatelang in dem Laden in der Boylston Street lebte, als wäre sie tatsächlich nur eine Porzellanfigur, und obwohl ein Preis für sie zu zahlen war, ist meine Freundin Annabel Lee dennoch wunderbar menschlich.

An manchen Tagen füllt nichts als sie mein Leben aus.

Sie bringt mannigfaltige Empfindungen hervor, die mich nicht zur Ruhe kommen lassen.

Nicht ich habe sie Annabel Lee genannt. Das war schon immer ihr Name – er sagt, wer sie ist. Sicher, ein japanischer Name ist das nicht ... und sie stammt doch auf jeden Fall aus Japan. Unter den unzähligen Namen, die es gibt, passt zu ihr jedoch nur dieser eine – und unter den unzähligen Mädchen auf der Welt ist sie das einzige, das ihn trägt.

Sie trägt ihn auf unvergleichliche Art.

Annabel Lees Freundschaft ist mir sicher; doch was ihre Liebe betrifft, ist es anders.

Annabel Lee gleicht niemandem, den ihr je gekannt habt. Sie ist so ziemlich niemandem ähnlich. Manchmal kann ich eine feine, bewusste Liebe, die von ihren Fingerspitzen auf meine Stirn übergeht, fast spüren. Und dann bin ich, mit meinen einundzwanzig Jahren, einfach nur hin und weg.

Wahrlich, mit einundzwanzig Jahren und trotz Boston

und allem gibt es Augenblicke, in denen ist man doch bloß hin und weg.

Aber dann wieder blicke ich auf und weiß, gleich werden ihre Augen den meinen mit einem Blick begegnen, der kalt und durchdringend ist, verächtlich und verwirrend.

Dann wieder blicke ich auf und sehe in ihren Augen nichts als Gleichgültigkeit, nichts als Abwarten, nichts als dumpfes, abgrundtiefes Schweigen.

Da kam sie, Annabel Lee aus der Boylston Street in Boston. Und siehe da, sie war so anbetungswürdig, so faszinierend, so liebenswert, dass ich sie auf der Stelle anbetete; ich war fasziniert von ihr; ich liebte sie.

Ich liebe sie zärtlich. Wieso, weiß ich nicht. Weshalb auch begründen, wohin die Liebe fällt?

Manchmal ist meine Freundin Annabel Lee negativ eingestellt und manchmal positiv.

Manchmal, wenn meine Gedanken unendlich weit entfernt von ihr umherzustreifen scheinen, wird mir plötzlich klar, dass sie es ist, die mich fesselt. Was auch immer ich in Boston oder meiner Vorstellung von der weiten Welt sehe – meine Auffassung davon wird unablässig beeinflusst durch das Vorhandensein meiner Freundin Annabel Lee, umso mehr, da es ein zumeist unbewusster Einfluss ist.

Annabel Lee ist eine schillernde Persönlichkeit – man begegnet schillernden Persönlichkeiten ja hin und wieder, sei es in Kindern oder in Bulldoggen oder in Personen wie meiner Freundin Annabel Lee.

Und nie werde ich es müde, Annabel Lee anzusehen, nie werde ich es müde, ihr zuzuhören, und nie werde ich es müde, über sie nachzudenken.

Ja, an sie zu denken ist es, was meine Gedanken nachdenklich macht.

2 Die glatten Oberflächen der Dinge

»Es gibt Augenblicke«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »in denen müssen sie, ob sie wollen oder nicht, alle hinauskommen auf die glatten Oberflächen der Dinge.

Wenn die Sonne untergeht, blicken sie tief ins grüne Wasser und sind wehmütig. Sie weinen nicht, ist ihnen auch schwer ums Herz. Wenn die Sonne aufgeht, blicken sie über die glitzernden Wellen, dann ist ihnen leicht ums Herz und sie genießen den Augenblick. Oder aber es wird ihnen schwer ums Herz bei Sonnenaufgang und leicht bei Sonnenuntergang. Aber ob es nun so ist oder andersherum, immer gibt es nichtssagende Augenblicke, in denen sie nichts als glatte Oberflächen sehen. Falls sie urplötzlich durch einen kleinen Zufall entdecken, dass der ihnen allerliebste Mensch ein Verräter ist, und wenn sie sich dann bei Sonnenuntergang aufmachen, um tief ins grüne Wasser zu blicken, wo alles so dunkel ist und so tot, wie nur ein über alles geliebter Verräter es machen kann, packt sie eine große Wehmut – und dennoch kommt ein nichtssagender Augenblick, in dem ihr Magen ihnen mitteilt, dass sie Hunger haben, und sie auf ihn hören. Das ist die glatte Oberfläche. Nach Wochen, oder vielleicht schon Tagen, je nachdem, wer sie sind, ist ihre Wehmut vergangen – noch immer aber wird ihnen ihr Magen mitteilen, dass sie Hunger haben, und sie werden darauf hören. Falls ihr Herzensmensch das Zeitliche segnet, aus heiterem Himmel ... so ist das schlimm für sie, oh, sogar furchtbar schlimm. Sie leiden, es dauert Wochen, bis sie sich erholen, und die Narbe der Wunde bleibt für immer sichtbar. Doch aufmunternd hilft die Zeit ihnen darüber hinweg. Sollte aber«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »ihr Magen das Zeitliche segnen, würden sie nicht bloß leiden – sie würden sterben – und dahinwelken. Auch das: eine glatte Oberfläche und außerdem sehr wahr. Und wenn sie das bedenken – ei-

nen nichtssagenden Augenblick lang –, lachen sie sanft, und von nun an haben sie endgültig keinen liebsten Menschen mehr; ihre Adern sind nicht länger voller rotem, tiefrotem Blut; sie werden wie Mäuse – Mäuse mit langen, dünnen Schwänzen.

Einen nichtssagenden Augenblick lang.

Und doch ist der nichtssagende Augenblick lang genug für sie, um sich ruhig und voller Wonne, wenn auch unbewusst, dankbar dafür zu fühlen, dass es diese glatten Oberflächen der Dinge gibt und dass sie beizeiten darauf hinausschwanken können.

Sie schwanken ganz so über die glatten Oberflächen wie ein Pferd über die flache Prärie, wo immerzu Wind ist.

Und wenn sie sich zum ersten Mal verlieben und ihr Gürtel ihnen zu eng ist, wird ein nichtssagender Augenblick kommen, in dem ihnen bewusst wird, dass ihr Gürtel so eng ist – und viel mehr wird ihnen dann nicht bewusst sein.

In diesem nichtssagenden Augenblick werden sie ihren Gürtel lockern.

Sie waren acht oder neun Jahre alt, als sie einen Flecken mit köstlich reifen, herrlich saftigen Pflaumen fanden, und während sie Pflaumen pflückten und auf einmal ein Ballon über ihren Köpfen auftauchte, war ihr erster rauschhafter Impuls, alles stehen und liegen zu lassen und dem Ballon über Hügel und Tal nachzulaufen bis ans Ende der Welt.

Aber obwohl ein echter leibhafter Ballon über ihre Köpfe dahinsegelte, ging ihnen ein Gedanke durch den Sinn, nämlich: *Ein paar andere Kinder könnten die Pflaumen kriegen, die wir gefunden haben.* Ein Ballon war prachtvoll – ein Ballon war göttlich –, und trotzdem war da ein nichtssagender Augenblick, in dem ihnen der Gedanke an ein paar gemeine, flachsköpfige Schwedenkinder von jenseits des Hügels, die über die Pflaumen herfallen würden, gerade noch

rechtzeitig in den Sinn kam, um ihnen den Ballon zu vergällen.

Aber«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »noch während sie über den Ballon sprechen würden, nachdem der am Himmel verschwunden wäre, käme eben deshalb ein weiterer nichtssagender Augenblick, der ihnen auch die Pflaumen vergällen würde – so vollkommen vergällen, dass sie in ihren Augen nur noch abscheulich wären, da sie sie von der Freude abgehalten hatten, dem göttlichen Ballon nachzulaufen. Auch daran erkennt man die glatten Oberflächen der Dinge. Und alle müssen sie hinauskommen auf die glatten Oberflächen, ob sie wollen oder nicht.

Und«, sagte Annabel Lee und blickte mich durchdringend an, während sich meine Gedanken nachdenklich verdunkelten, »nicht nur sie müssen hinauskommen auf die glatten Oberflächen der Dinge, auch Sie und ich müssen hinauskommen, ob wir wollen oder nicht.

Und da wir das *müssen*, ob wir wollen oder nicht«, fügte die Dame an, »wieso sollten wir dann nicht gleich draußen auf den glatten Oberflächen bleiben? Auf jeden Fall würde man sich das nächste Mal die Mühe mit dem Hinauskommen sparen. Doch wer weiß, vielleicht dreht sich ja alles bloß ums Hinauskommen.«

3 Meine Freundin Annabel Lee

Meine Freundin Annabel Lee schafft es immer, mich zugleich zu faszinieren und zu verwirren.

So viel sie auch gibt, so unendlich viel mehr erwartet einen in ihr.

Mein Verhältnis zu ihr macht nie Fortschritte, so wenig wie es Rückschritte macht. Es führt nirgendwohin. Sie und ich bleiben gemeinsam mitten in unserer jeweiligen Situation stehen und blicken uns um. Und was wir sehen, während wir uns umblicken, ist alles und ist genug, um es zu bedenken.

Und indem ich es bedenke, schreibe ich davon.

4 Boston

Gestern war die Dame in liebenswürdigster Stimmung, und wir unterhielten uns – zufälligerweise über Boston.

»Mögen Sie Boston?«, fragte sie mich.

»Ja«, erwiderte ich, »Boston gefällt mir. Es fasziniert mich.«

»Gefällt Ihnen aber nicht mehr als Butte, in Montana?«

»O nein«, sagte ich rasch. »Butte in Montana ist meine erste Liebe. Es gibt lauter öde Berge dort – die sind immer bei mir. Boston berührt mein Herz nicht im Geringsten, doch ich mag es sehr. Ich lebe gern hier.«

»Ich liebe Boston – manchmal zumindest«, meinte Annabel Lee. »Hier am Meer ist ja eigentlich nicht Boston. Hier ist alles. Dasselbe Meer strömt an verwunschenen Purpurinseln vorbei und brandet an die Küste von Spanien. Aber wenn man mal nur für einen Moment die Augen davon lassen kann, dann ist Boston eine schöne, gute und interessante Sache.«

»Das denke ich auch – in mehrfacher Hinsicht«, stimmte ich zu.

»Erzählen Sie mir, was Sie an Boston interessant finden«, sagte meine Freundin Annabel Lee.

»Da gibt es vieles«, erwiderte ich. »Ich habe eine kleine Nische unten an der East-Boston-Werft entdeckt, in der ich an kalten Tagen oft sitze. Die Sonne scheint hell und warm auf eine schmale hölzerne Plattform zwischen zwei großen Speicherfässern, dort kann mich keiner sehen, aber ich das Treiben der Menge beobachten. Die Leute sind ja ziemlich wuselig da unten in der Gegend rund um East Boston. Und mir fehlt es nie an Gesellschaft – manchmal trauen sich mutig und scharfzähmig ein paar Ratten heraus auf die Planken unter mir. Das Gewusel der Leute können sie nicht sehen, aber sie können den Sonnenschein genießen und im Müll nach Mäusen jagen.

Die Einwohner von East Boston – sie sind die Armen, die wir immer bei uns haben. Sie sind nicht die sanftmütigen, die würdevollen, die rechtschaffenen Armen. Sie sind die teuflischen, die boshaften – eins mit den Werfratten, die nach Mäusen jagen. Außer darin, dass die Ratten gelegentlich ihren weichen, grauen Pelz zu putzen versuchen, indem sie ihn mit ihren kleinen roten Zungen ablecken; wohingegen die Armen ... Aber weshalb sollten die Armen sich waschen? Sind sie nicht die Armen?

Wenn ich mich zwischen meinen zwei großen Fässern ausruhe und dieses grausige Schauspiel verfolge, denke ich: Arm zu sein in Boston scheint eine ziemlich verzweifelte Sache zu sein, denn Boston wird nachgesagt, es habe die vorzüglichsten Kenntnisse und trage einen Eisklumpen im Herzen. Zwischen meinen zwei Fässern in East Boston sitzend habe ich erlebt, wie Menschen sind – oh, so brutal, oh, so barbarisch, wie sie es im glücklichen England unter dem guten alten Heinrich VIII. schlimmer nicht hätten sein können.

Und das halte ich für schon sehr interessant.«

»Das ist es in der Tat«, sagte meine Freundin Annabel Lee. »Boston ist schön, sogar sehr schön. Erzählen Sie mir mehr.«

»Und manchmal«, sagte ich, »sitze ich an einem der Fensterplätze an der Treppe zur Öffentlichen Bücherhalle. Und ich blicke die Wände an. Ein Franzose mit wundersamer Erfindungsgabe und großer Fingerfertigkeit hat diese Wände gestaltet. Was es zu allen Zeiten an großen materiellen Dingen überall auf der Welt gab, hat er dort in Sinnbildern gemalt. Und darüber malte er einen dünnen grauen Schleier aus jenen Dingen, die nicht materiell sind, die aus keiner Zeit stammen, die stets mit uns, um uns, über uns sind – so wie sie das für die Kinder von Israel, für die Leute von Pompeij, für die schönen Städte Griechenlands und ihre Bewohner waren.

Ich sah mir die Wandbilder an und war geblendet und hingerissen. Was ist dort auf diesen Wänden nicht alles zu sehen!

Ich sah wahrhaftig die Vision der Welt und all des Wundersamen, das geschehen wird.

Ich sah das Ringen der verpuppten Seele und ihr Hineinplatzen ins Licht; ich sah die Erde einst beschützt von Göttlichkeit; ich blickte auf ein Konzept von Poesie und hörte die dünnen, rhythmischen Klänge von Schalmeyen und Saiteninstrumenten; und ich hörte leise, wollüstige Musik aus dem Innern des Tempels – menschliche Stimmen wie süßer Jasmin; ich sah die faszinierende Götzenanbetung der Heiden – und fahl im Lichtschein eines Sterns am Abend die hölzerne Gestalt am Kreuz; ich beugte mich über den Rand eines Abgrunds und erblickte die graue Vorzeit – Hannibals Armee vor Karthago – die mit ihren Schiffen untergehenden Norren – die zwecklosen, wilden Kämpfe der Goten und Vandalen; ich sah Wissenschaft und Kunst in ummauerten Städten, und ich sah zittrige Lämmchen am Bachufer umhertollen; ich sah nächtliche Schatten sich über geheime Werke beugen und sah an einem schönen Sommermorgen Bienen schwer beladen zu ihren Stöcken fliegen; ich hörte, wie an einer winzigen Stromschnelle auf einer Laute gespielt wurde und wie sich Pans Flötenklänge mischten mit den sprudelnden Tönen eines Rotkehlchens in Feldern voller Pfefferminze; ich sah Seiten über Seiten voller gedruckter Zeilen, die von einem Ende der Welt bis zum anderen reichten; ich sah tief sinnige Worte, vor Jahrhunderten niedergeschrieben in vielfarbigen Tinten; das alles sah ich und war überwältigt von den Wunderwerken technischer Errungenschaften, die nur so strotzen vor präzisen Kenntnissen, die ich nie erlangen werde – in alldem sah ich die völlige Gleichmut des Antlitzes der Welt, so wie der Pinsel des Franzosen Chavannes sie darstellt.

Und über allem die nebelartige Vorstellung vom langen Schweigen der Unwissenheit.

Was ist dort auf diesen wundervollen Wänden nicht alles zu sehen!

Da sitze ich auf diesem kleinen Fensterplatz, und was ich halb träumend wahrnehme, verschwimmt mir vor den grauen Augen. Meine Gedanken sind erfüllt vom Anblick murmelnden, pulsierenden Lebens.

Was aber ist das alles, verglichen mit dem wahren Leben – denn so wundersam diese Bilder sind ... was ich manchmal dort unten sah, wo die Ratten im Müll nach Nahrung suchen, ist doch viel wundersamer.«

»Stimmt«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »es gibt viel, viel zu sehen in Boston. Erzählen Sie mir mehr.«

»Tja, und es gibt die South Station«, fuhr ich fort. »O ja, bevor man nicht tausend Stunden herumgeschlendert ist und vertrödelt hat an diesem Ort für Züge und Leute aller Art, hat man keine Ahnung davon, was in seinen Wartesälen wirklich zu finden ist.

Ich habe Massachusetts dort gefunden – nicht das Massachusetts, von dem ich immer gelesen hatte, sondern das Massachusetts, das mit einer Einkaufstasche für Boston angefahren kommt aus Braintree, Plymouth und Middleboro; das Massachusetts, das gebildet ist und den Zeigefinger durch den Henkel seiner Teetasse steckt; das Massachusetts, das Suppe von seiner Löffelspitze isst; das Massachusetts, das herzensgut ist und dabei einen komischen Gang hat; das Massachusetts, das alle Kinder nimmt und für einen Tag runter nach Providence fährt – jedes Kind mit einer dicken gelben Banane in der Hand; das Massachusetts, das es gibt, weil die Welt Schuhe trägt – denn es ist gebildet und weiß Schuhe herzustellen.

Und an der South Station gibt es außerdem Leute aus der weiten Welt ringsum. Schauspieler und Schriftsteller und

Künstler sieht man ankommen und abreisen und wartend in den Wartesälen sitzen. Einige reichlich prächtige und sonderbare Personen haben dort in diesen Wartesälen gesessen, aber auch schmutzige Italiener mit Perlenketten um den Hals.

Und an der South Station gibt es so viele, viele Leute, dass einem dort ab und an etwas von den Winzigkeiten begegnen kann, auf die man seit Jahrhunderten gewartet hat. In einer Vielzahl von Gesichtern gibt es so vielleicht ein junges mit zugleich erschöpften und lebhaften Zügen, mit wachsamen Augen, die viel gesehen haben, und mit weichem, stumpfem Haar darüber. Blitzschnell erkennt man es, und ebenso blitzschnell ist es verschwunden. Es ist ein Gesicht, das Schönes verheißt und das man seit langer, langer Zeit ebenso kennt wie seine Göttlichkeit. Und hier an der Bostoner South Station erhaschte man davon den einen, goldenen Anblick.

Und ich sah an der South Station eine merkwürdige Szene mit an: Da kümmerte sich nämlich ein sanftmütiger Jude fast ganz allein um seine vielen kleinen Kinder, während deren kindermüder Mutter einmal im Leben erlaubt war, sich voll und ganz auszuruhen, indem sie mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen bloß dasaß. Ebenso beruhigt hätte sie wohl der Gedanke, dass sie mit dem Zur-Welt-Bringen dieser kleinen Hebräerarmee ihren Anteil an der fragwürdigen Buße gegenüber der Welt erfüllt habe.

Außerdem atmet man an der South Station so gut wie irgendwo die Bostoner Luft.

Und auch die Bostoner Luft ist wundervoll – auch wenn sie einzuatmen nicht jedermann freisteht. Sie ist für die Gesalbten da – die anderen müssen sich zufriedengeben mit der farblosen, geruchlosen Luft, die ungestüm herabweht von den Berggipfeln und über die Meere im Norden. Ich aber habe ja Augen, um zu sehen – und da die Bostoner Luft farbig ist, kann ich sie sehen. Und ich habe Ohren, um zu

hören – und da die Bostoner Luft vibriert von Musik, kann ich sie hören. Und ich bin feinfühlig – weshalb alles, was in der Bostoner Luft beißend ist, alles, was fein ist, alles, was Kunst ist, alles, was schön ist, alles, was wahr ist, alles, was gütig ist, und insbesondere alles, was sehr kühl ist, und alles, was bitterlich herablassend ist, an mir nicht völlig vorbeigeht.

Wären all die Leute, die an der South Station ein- und ausgehen, Helden und würden die Luft dort atmen und ihre trüben Schatten hinter sich lassen – wie sie es ja tun –, so wäre die South Station eine heilige Stätte, vermute ich. Zwar sind sie alle keine Helden, doch sie atmen die Luft und hinterlassen ihre trüben Schatten, was immer sie sein mögen, und für immer ist die Luft an der South Station dann davon durchtränkt. Und da mehr als die Hälfte dieser Leute aus Boston kommt, ist die Luft davon durchtränkt.

Ist man zivilisiert und eher konventionell, so kennt und atmet man diese Luft. Ist man's nicht ... tja, dann kann man zumindest stehen bleiben und darüber nachdenken. Und auf jeden Fall kann man ja auf den richtigen Moment warten.

Mich jedenfalls hat das Nachdenken darüber neugierig gemacht.

Die Bostoner Luft ist eine Mixtur aus sehr alten und sehr modernen Dingen und Denkweisen, die anschaulich sind und hin und wieder sogar zu etwas führen. Die alten Dinge gehen zurück auf Konfuzius und seinesgleichen – und die modernen haben mit Lilian Whiting, mit Zeitungen und dem Theater zu tun.

Zwar ist man sich dessen nur halb bewusst, während man darüber nachsinnt, doch denkt man: »Weh mir, dass ich meine Wohnstatt habe inmitten der Zelte von Kedar!« Man ruft dies weniger aus, weil man sich für umnachtet hält, als vielmehr, weil man überzeugt ist, dass die Bostoner Luft einen dafür hält. Natürlich sollte sie es besser wissen, nur ist man

dann irgendwie doch damit zufrieden, auf den richtigen Moment zu warten.

Aber ja. Die Bostoner Luft ist von beseligender Qualität. Sie ist manchmal rosafarben und manchmal bläulich. In der Ferne hört man Glockengeläut und Flöten. Mit etwas Glück spürt man es, wenn man in der gedämpften, funkelnden Stille der Trinity Church sitzt ... wenn man über die grünen und goldenen Felder rund um Brookline und Cambridge spaziert, wo einem Orchideen ihre blassen, weichen Lippen entgegenstrecken ... wenn man im Museum der Schönen Künste ist und ein kleines, nachgedunkeltes Bild an der Wand hängen sieht, das ganz alt ist – so alt!

Musik liegt in der Bostoner Luft. Sie strömt ins Herz wie Feuer und Flut ... sie erweckt die Seele aus ihrem Träumen ... sie sendet das menschliche Wesen aus auf die vielfarbigen Pfade, die zu sehen, womöglich zu erleiden sind – ja, bestimmt zu erleiden – doch ebenso zu erleben, oh, zu erleben!

Im Nebel kann man der schmalen, grauen Gestalt der eigenen Seele dabei zusehen, wie sie sich erhebt und beginnt, sich mit alldem zu vermengen. Trotz der Wolken über ihr weiß man um ihren weiteren Weg, und dass es ein guter ist. Vor langer Zeit hieß es einmal: »Meine Geliebte ist hinunter in ihren Garten gegangen, zu den Balsambeeten, um in den Gärten zu weiden und Lilien zu pflücken.« Und jetzt ist die Geliebte erneut im Garten, und in diesen Augenblicken, o ja, ist das Leben schön ...«

Meine Freundin Annabel Lee öffnete ihre Lippen – ihre Lippen wie feuchte, rote Quittenblüten im Frühling – und erzählte mir, dass ich manchmal ihr Interesse wecken würde, sie manchmal mächtig amüsiere und dass sie manchmal auch ein paar seltene Entdeckungen in mir mache.

Doch was davon diesmal zutraf, erzählte sie nicht.

5 Ein kleines Haus auf dem Land

Doch Boston – oder selbst Butte in Montana – ist nicht vergleichbar mit einer Behausung weit draußen auf dem Land: einem winzigen Häuschen am Ufer eines fischreichen, bemoosten Weihers im Sommer, dem das heiße Sonnenlicht auf die Stufen scheint und in dessen Nähe eine Gruppe Weiden und eine Eiche wachsen; auf der Hausseite, auf die am Morgen helles Sonnenlicht fällt, liegen einige kleine, quadratische Beete mit Rettichen, blassgrünen Salatköpfen, schnurgeraden Reihen aus jungen Zwiebeln und dazwischen das ganz und gar schwarze, feuchte Erdreich; und ein paar grüne Erbsen wachsen an einem kleinen Zaun; und auf der anderen Seite des Häuschens wird Gras wachsen – hohes, wucherndes Gras, außerdem zähes Unkraut, und womöglich werden dort überraschend auch ein oder zwei Tigerlilien sprießen. Der Fischweiher wird weder zu nah am Haus sein noch zu weit entfernt – jedoch nah genug, dass man die nächtlichen Gesänge der Frösche laut und deutlich hört.

Hell und grün werden sich in der Ferne Hügel wellen, und Rinder werden darauf umherstreifen und im Schatten tief herabhängender Äste grasen. An stillen Nachmittagen wird man aus den Wäldern den Ruf einer Wachtel oder eines Fasanens hören.

Sehr lind wird die Luft sein, die aus dem sich sanft dahinziehenden Hochland herabweht. Die Botschaft, die sie bringt, sobald sie meine Wangen, Lippen und Stirne streift, wird eine von überaus tiefem Frieden sein.

Ich würde in dem Häuschen mit einem Menschen leben, der mir am Herzen liegt – jemandem, der Schatten, Halblucht und alles Strahlende mit mir teilt. Denn schlagen die Herzen von zweien im selben Takt, erzeugen sie einen wunderschön harmonischen Klang.

Ganz früh am Morgen würde ich im Sonnenschein auf den Stufen sitzen und mich an der Aussicht nicht sattsehen können. In meinen Adern würde das Leben pulsieren.

Mitten am Vormittag würde ich in den Beeten mit Rettichen, schmalen jungen Zwiebeln und Salat knien, zwischen ihnen das Unkraut herausrupfen und mir an den schwarzen Wurzeln die Hände schmutzig machen.

Am Mittag säße ich im Schatten, aber nur dort, von wo ich der Sonne dabei zusehen könnte, wie sie auf funkelndes Grün fällt, sei es nah am Haus oder weit entfernt. Und ich könnte den Weiher sehen, das blendende Leuchten darüber und den im Licht tanzenden Staub.

Am späten Nachmittag würde ich mit meinem Herzensmenschen an Zäunen und zerbröckelnden Steinwällen entlang über waldige Hügel in die grünen Täler hinunterspazieren, bis wir zu einem Aussichtspunkt kämen, von wo man das Meer sehen könnte.

Nachts, sobald die Sonne verschwunden wäre, die Erde sich abgekühlt hätte und das dunkle Dunkelgrau auf allem läge, säßen wir wieder auf den Stufen vorm Haus. Es wäre einsam dort, inmitten der Geräusche der Frösche und Nachtvögel – und es würde ein Heimchen zirpen. Mit langen Schweigepausen dazwischen würden wir dort nur wenige Worte wechseln.

Schon bald wäre es weit nach Mitternacht und lägen wir in tiefem Schlummer unter dem niedrigen, aufgeheizten Dach des Häuschens.

Vermengen mit der Tiefe der Nacht würden sich Erinnerungen an den Tag, der soeben verstrichen wäre. In meinem Schlummer käme es mir so vor, als spazierte ich wieder über die Wiesen, und das Grün der unzähligen Grashalme würde mich seltsam berauschen – als sähe ich sie jetzt zum ersten Mal. Jeder kleine Grashalm hätte eine Stimme und rief: *Mary MacLane, oh, wir sind die Grashalme, und wir sind hier!*

Wir sind die Grashalme, wir sind die Grashalme, und wir sind hier!

Und ja. Das wäre das Wunderbare – das sie *hier* wären. Und wären an den Bäumen nicht die Blätter? – Und wüchsen am Boden nicht winzige blasse Blumen? – Und wäre über allem nicht der Himmel? Oh, der unbeschreibliche Himmel!

In der Tiefe der Nacht ließe der Schlummer von mir ab, und ich würde aufwachen, weil ich lauter Schönes und Schreckliches vor mir sähe und Angst hätte, im rasenden Herzen eine schreckliche Angst.

Verzweifelt dünkte ich dann an die kleinen Rettichbeete draußen vorm Fenster – wie gewöhnlich und wie befriedigend sie sind. Mit diesem Gedanken schlief ich wieder ein und würde erst aufwachen, wenn die Sonne schiene.

»Sie«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »würden es an so einem Ort nicht lang aushalten.«

Ich sah sie an.

»Seine Einfachheit und Wahrhaftigkeit«, sagte meine Freundin Annabel Lee, »würde Ihnen tiefe Wunden zufügen, Sie geißeln und vertreiben, als wären Sie nichts als ein Geldwechsler im Tempel.«